

Buch

Ein neuer Fall für Kommissar Claes Claesson: Die Leiche der Schwesternschülerin Malin wird in einer Meeresbucht gefunden. Die stille und zurückhaltende junge Frau hatte gerade ihre Ausbildung in einem Krankenhaus begonnen und war frisch verliebt. Nun steht Malins neuer Freund Alf auf der Liste der Verdächtigen: Warum hat er ihr Verschwinden nicht gemeldet? Doch es gibt noch eine weitere Spur: Zeugen berichten von einem Unbekannten, den sie vor dem Schwesternwohnheim beobachtet haben. Die Ermittlungen führen Claesson schließlich weit zurück in die Kindheit Malins. Liegt hier die Antwort für ihren traurigen Tod?

Autorin

Karin Wahlberg arbeitet als Ärztin an der Universitätsklinik von Lund. »Kalter November« ist ihr dritter Kriminalroman, der auf Deutsch erscheint. In Schweden sind ihre Bücher Bestseller.

Karin Wahlberg

Kalter November

Roman

*Aus dem Schwedischen von
Lotta Rüeegger und
Holger Wolandt-Rüeegger*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel »Ett fruset liv« bei Wahlström & Widstrand, Stockholm.

3. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2005 bei btb Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2003 by Karin Wahlberg

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 bei btb, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Corbis

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Lektorat: moebius

EM · Herstellung: Augustin Wiesbeck

eISBN 978-3-641-17434-7

www.btb-verlag.de

MEINER SCHWESTER EVA

PROLOG

Samstag, 3. November 2001

Sie wartete. Die Zeit kroch im Schnecken tempo. Sie konnte sich zu nichts aufraffen.

Ihr CD-Wechsler begann die nächste Scheibe mit angenehmer Musik abzuspielen. Sie schloss die Augen, wiegte die Hüften, hob die Fußsohlen sanft im Takt der Musik und schwebte weit, weit weg. In ihrem Inneren schwoll es an. Sie lächelte.

Fast den ganzen Herbst über hatte sie sich leicht gefühlt. Zumindest leichter als sonst. Sie freute sich über diese Veränderung, versuchte aber gleichzeitig, jene leise Unruhe, die im Prinzip stets präsent war, zu unterdrücken. Jene Angst vielleicht, vielleicht zu scheitern. Und wie würde sie das nur überleben? Aber daran wollte sie jetzt noch nicht denken! Über die Zukunft weiß man nichts! Man weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt!

Diese Binsenwahrheiten wirbelten wie Beschwörungen in ihrem Kopf herum.

Aber genauso gut konnte sie Glück haben. Schließlich konnte ja alles glatt gehen, auch wenn es nicht so kam, wie sie es sich vorgestellt hatte. Das musste nicht notwendigerweise bedeuten, dass es schlechter wurde.

Sie fröstelte, warf den Kopf mit wehendem Haar zurück, lächelte selig und umarmte sich selbst, als wollte sie das Gefühl festhalten, das wie ein Wasserfall in ihrem Inneren sprudelte.

Gleichzeitig versuchte sie, alle Bedenken von sich zu schieben. Ihr Herz pochte.

Es würde noch einige Minuten dauern, bis er kam. Es war ein Genuss, noch alles vor sich zu haben, den ganzen Abend mit allem, was er möglicherweise bereithielt. Vielleicht einen Wendepunkt. Aber was das rein konkret besagte, konnte sie sich nicht vorstellen. Und genau das war so herrlich. Viel konnte geschehen, und noch war nichts zerstört.

Sie stellte sich ans Fenster und spähte hinaus, aber sie würde ihn nicht sehen, denn der Weg verlief auf der anderen Seite des Hauses. Außerdem war es dunkel. Hoch oben leuchtete der Mond wie ein weißer Ball vor tintenschwarzem Himmel. Über die leuchtende Oberfläche huschten Wolkenschleier wie flatternde Gardinen in der Zugluft. Sie konnte sich nicht entsinnen, woher sie diese Bilder hatte, aber momentan war sie recht rührselig. Unvermittelt stellten sich Gedanken und Ideen ein.

Der Druck auf ihrer Brust war gewichen, und sie fühlte sich schwerelos. In ihr kribbelte so etwas wie Reisefieber, obwohl sie nicht vorhatte zu verreisen. Sie war verliebt.

Draußen herrschte eine suggestive Stimmung, was gut passte. Es war Allerheiligen, und sie wollten losziehen. Es konnte also gar nicht besser werden, dachte sie und verspürte erneut ein Gefühl der Rastlosigkeit. Beine und Arme wollten einfach nicht stillhalten. Sie trat auf der Stelle und begann, an der Kerze herumzupulen, die im Fenster stand. Sie kratzte mit den Fingernägeln am Kerzenwachs und bog den Docht hin und her, bis er sich ablöste, ohne zu bemerken, was sie eigentlich tat. Es spielte auch keine Rolle.

Bald würde er wohl kommen. Sie hatten vor, einen Abendspaziergang über die Friedhöfe zu machen, um Grablichter auf die Gräber zu stellen, um die sich niemand mehr kümmerte. Hatte man keine eigenen Toten, zumindest nicht hier, dann lieh man sich eben welche, hatte sie sich zurechtgelegt. Mehr war nicht geplant. Von anderen Betätigungen davor oder danach war nicht die Rede gewesen. Kein Wort darüber, zu ihm

oder zu ihr zu gehen oder überhaupt irgendwohin. Alles war offen.

Er war schüchtern, dachte sie und lächelte. Gleichzeitig lauschte sie gespannt zum Korridor hin, auf dem es vollkommen still war. Wahrscheinlich hatten sich die letzten Mitbewohner endlich auf den Weg gemacht. Es waren Ferien, und nur sie war noch da. Schön! Es ging niemanden etwas an, was sie tat oder nicht tat.

Ihr Radiowecker stand auf 18.58 Uhr, als es zum ersten Mal etwas zögernd klingelte. Trotzdem zuckte sie zusammen. Eifrig band sie sich ihr Haar mit einem rosa Gummiband zu einem Pferdeschwanz zusammen, schlug hastig ihr Tagebuch zu und legte es in die Schreibtischschublade. Tagebücher musste man verstecken. Zeitweise waren sie ihr einziger privater Besitz gewesen. Die gingen niemanden etwas an. Auch er sollte nicht versehentlich in einem aufgeschlagenen Tagebuch lesen.

Dieses Jahr endet gut. Ich habe eine Freundschaft geschlossen. Vielleicht mehr als eine Freundschaft???

Dies war ihr letzter Eintrag, den sie mit drei hoffnungsvollen, kräftigen Fragezeichen beendet hatte. Besser konnte sie sich einfach nicht ausdrücken. Das Gefühl war großartig. Worte reichten nicht aus. Es drängte und pulsierte in ihr, während sie ein paar unruhige Schritte machte, schließlich den Spiegel fand und feststellte, dass sie recht okay aussah.

»Wunderbar!«, dachte sie beim zweiten Klingeln, während sie auf den dunklen Korridor des Studentenheims lief, der mit einer düsteren Textiltapete ausgekleidet war. Alles wirkte schäbig und abgenutzt.

Sie sah ihn hinter der abgeschlossenen Glastür am einen Ende des Korridors im beleuchteten Treppenhaus stehen. Er war groß und schlaksig und hielt eine Plastiktüte in der einen Hand. Die Jacke war aufgeknöpft, und sein Schal hing herab.

Dieser schmächtige Mann, der keine Angst in ihr hervorrief, war fast auf die Minute genau um sieben Uhr eingetroffen, wie sie es vereinbart hatten. Nicht zu spät und auch nicht zu früh. Ein gutes Zeichen.

Als er sie im Halbdunkel des Korridors entdeckte, lächelte er. Sie öffnete die Glastür und trat verlegen einen Schritt zurück. Gleichzeitig strich sie sich ihr seidiges Haar hinter die Ohren, weil sie nicht wusste, was sie sonst mit ihren Händen anfangen sollte. Sie wollte ihn anfassen, berührte ihn aber nicht.

»Wie gut, dass du gekommen bist«, sagte sie und vernahm ihr eigenes Kichern. Peinlich, aber sie konnte es nicht unterdrücken. Um davon abzulenken, betrachtete sie die Plastiktüte, die an seiner Hand baumelte, und fragte: »Hast du Lichter gekauft?«

Er hielt die Tüte hoch, nickte und lächelte über das ganze Gesicht. Wieder musste sie kichern, aber dieses Mal war es ihr nicht peinlich. Mit weit ausholenden Schritten folgte er ihrem wippenden Pferdeschwanz. Sie führte ihn an geschlossenen Türen auf beiden Seiten des Flurs vorbei. Ihr Zimmer lag ganz hinten, neben der Küche. Sie hatte ihre Tür einen Spalt aufgelassen, und ein Lichtkegel fiel auf den düsteren PVC-Fußboden. Stimmungsvolle Musik drang auf den Flur.

»Wohnst du hier?«

Verlegen blieb er in der Tür stehen, als wagte er sich nicht weiter vor. Aber sie hatte trotzdem das Gefühl, als füllte er das ganze Zimmer aus. Das war an sich auch nicht weiter schwer, denn es war nicht groß.

»Wir haben also eine Mission«, sagte sie exaltiert und begann eifrig, sich ihre Jacke überzuziehen. »Brauche ich Handschuhe?«

»Ja, es ist kalt.«

Er war zum ersten Mal hier. Sie hatte ihn bisher nie mitgenommen, da sonst alle von ihm geredet hätten. Über ihn und über sie und über alles Mögliche, auf das sie keinen Einfluss hatte. Ihr Geheimnis hätte sich herumgesprochen, es hätte Gerüchte gegeben, und dann wäre alles nicht mehr so leicht gewesen. Und auch nicht so wunderbar.

Es konnte schließlich sein, dass nichts daraus wurde. Sie hatte keine Lust, Erklärungen abzugeben, mit gesenktem

Blick dazusitzen und sich zu schämen. Sie konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen.

Sie merkte, wie er sich vorsichtig und ein wenig neugierig im Zimmer umsaß. Alles Notwendige war vorhanden: ein Bett, ein Schreibtisch, ein Regal, ein Sessel und eine Kommode. Die Möbel waren abgenutzt und sahen in allen Zimmern gleich aus. Der Teppich gehörte ihr. Sie hatte ihn bei IKEA gekauft. Er war rund und rot. Wie ein riesiger Farblecks. Sie hatte eingesehen, dass sie nicht mehr vorsichtig sein musste.

»Gemütlich hier«, sagte er etwas zögernd, und sie war sich nicht sicher, ob er es auch wirklich meinte. Schließlich war es unpersönlich und eine Spur kalt, und sie konnte nicht verstehen, warum er überhaupt etwas über das Zimmer sagen musste, aber vermutlich war das so etwas, was man sagte, um etwas gesagt zu haben.

»Ich weiß nicht, ob es so wahnsinnig gemütlich ist«, entgegnete sie, »aber für mich ist es im Augenblick gerade richtig.«

Sie versuchte den Anschein zu erwecken, ihr Leben im Griff zu haben.

»Isst du hier auch?«, fragte er. Er schien nach einer Kochplatte zu suchen.

»Nein, in der Küche.«

Was fast der Wahrheit entsprach. Morgens saß sie dort. Im Übrigen war der Alltag in einem Wohnheim anstrengend, das spürte sie bereits beim Erwachen. Trotzdem brachte sie es nicht über sich, das Frühstück aufs Zimmer zu tragen. Die anderen würden sie dann vielleicht komisch finden. Also saß sie jeden Morgen in der Küche an der Wachstumstischdecke, die vom vielen Abwischen ganz matt war, und trank ihren Tee und aß Butterbrote. Die Küche war runtergekommen, zugig und oft schmutzig, aber auf ihre Art heimelig. Pflichtschuldig saß sie dort, aß ihre Butterbrote mit Überwindung und versuchte, genauso unausgeschlafen und lustlos auszusehen wie die anderen.

Aber einmal am Tag musste reichen, abends nahm sie sich ein Tablett und schlich damit auf ihr Zimmer. Den anderen

fiel das vermutlich nicht auf, alle aßen zu unterschiedlicher Zeit zu Abend. Einige aßen gar nichts. Sie konnte es darauf schieben, dass sie während des Essens lernen musste. Falls es jemandem auffiel, was bisher nicht der Fall gewesen war. Aber falls!

Sie schloss die Zimmertür ab, und sie begaben sich durch den dunklen Flur ins Treppenhaus. Die Glastür fiel schwer hinter ihnen ins Schloss.

»Bist du als Einzige dageblieben?«, fragte er, als sie die Treppe hinuntergingen.

»Ja, aus meinem Stockwerk schon. Ich bin gern allein. Angenehm!«, sagte sie und atmete übertrieben erleichtert aus. Als ob sie aus freien Stücken allein zurückgeblieben wäre. Als hätte sie sich sogar angestrengt. Zum Teil stimmte das sogar, denn sie hatte ihn ja treffen wollen. Es war ihr jedoch wichtig, nicht den Eindruck zu erwecken, als klammerte sie.

Und er war pünktlich gewesen! Das hatte bestimmt etwas zu bedeuten.

Zu Anfang hatte er beiläufig erwähnt, er könne sich etwas verspäten, worauf sie schweigend den Kopf in den Nacken geworfen hatte, was ihm nicht entgangen war. Nur leicht verspätet, hatte er sich rasch anders besonnen. Es hatte sie beeindruckt, wie er sie so gut verstanden hatte. In der Werkstatt sei einiges zu erledigen, was er nicht aufschieben könne, hatte er erklärt und sie vorsichtig angeschaut. Sein Blick war etwas ängstlich gewesen. Vielleicht hatte er befürchtet, sie bereits jetzt zu verlieren, noch ehe sie zueinander gefunden hätten. Sie hatte einfach zu Boden gesehen. Kein Mucks kam über ihre Lippen. Sie bettelte nicht, drohte nicht, überredete ihn nicht und vergoss auch keine Tränen. Sie sah vollkommen gleichgültig aus und bewirkte damit allerhand. Vielleicht konnte er ihre Gedanken wirklich lesen, verstand, dass sie dann vielleicht nicht mehr da sein würde – wenn er sich verspätete –, aber dass das nicht nur mit ihm etwas zu tun hätte. Sie wollte wissen, wann er zu kommen gedachte. Damit sie alle Hindernisse aus dem Weg räumen konnte.

Niemand kannte Alf, das war das Beste an ihm, und natürlich auch, dass er nicht so viel fragte, dachte sie, und öffnete die schwere Haustür mit der Schulter.

Alf – was für ein ungewöhnlicher Name! Aber er hieß nun mal so, und sie mochte ihn.

Der Abend war sternklar und daher kalt, kälter, als sie gedacht hatte. Sie nahm ihre Handschuhe aus den Taschen und zog sie an, während sie den Kiesweg Richtung Stadt entlangschlenderten. Die hohen Bäume auf beiden Seiten waren kahl. Das Laub hatte seine Farbe verloren und lag überall verstreut, welche Reste eines vergangenen Sommers. Sie mochte den Herbst, er verhieß den Beginn von etwas Neuem.

Ein Windstoß fuhr ihnen in den Rücken und schob sie den Abhang hinunter. Trockenes Laub wirbelte raschelnd um ihre Füße. Sie redeten die ganze Zeit. Schwatzen und lachten. Sie zwei. Er und sie. Ihre Welt, geschlossen und im Augenblick eine Quelle der Wärme unter dem klaren und kühlen Novemberhimmel.

»Wir fangen mit dem Nordfriedhof an, und dann nehmen wir uns den Schlossfriedhof vor«, sagte er. »Wenn du das schaffst ...«

Warum sollte sie das nicht schaffen? Sie war stark, sie machte schon nicht schlapp, aber er hatte das vermutlich nicht böse gemeint. Bisher hatte sie nie das Gefühl gehabt, dass er sie rumschubsen oder zu Dingen überreden wollte, die ihr widerstrebten.

»Aber natürlich«, antwortete sie kess. »Was glaubst du?! Hast du übrigens Streichhölzer dabei?«

Sie blieb stehen. Ihr fragendes, lächelndes Gesicht leuchtete blauweiß im Mondschein.

»Klar«, erwiderte er und klopfte mit der Hand auf die Jackentasche, sodass die Streichholzschachtel klapperte. »Du bist sicher die große Schwester, so wie du immer alles im Griff haben musst«, scherzte er, während sie dicht nebeneinander weitergingen.

Sie schluckte und erstarrte ein wenig. Er schien nichts zu

bemerken. Sie versuchte mit aller Kraft, sich zusammenzureißen. Sie wollte nicht abweisend oder absonderlich wirken. Er sollte nicht auf den Gedanken kommen, sie sei eine von den Zickigen. Noch nicht. Nicht so früh, das würde nie gehen. Vorsichtig schaute er sie von der Seite an, und sie wich seinem Blick aus. Sie atmete ruhig, schluckte wiederholte Male und setzte alle Energie daran, das Klebrige, das in ihr herumrorte, niederzuhalten.

»Er versteht natürlich nichts«, dachte sie und fragte sich, ob sie es wohl wagen konnte, ihm die Wahrheit zu erzählen. Aber das war natürlich ein Risiko. Ein großes Risiko. Sie würde ihn in die Flucht schlagen. Außerdem ging es schon wieder zurück, dieses Schlammige und Schwere hatte sich fast gänzlich aufgelöst, und der innere Film war im Begriff, zum Stillstand zu kommen. Für dieses Mal war die Gefahr glücklicherweise gebannt. Rasch warf sie einen Blick auf ihn. Mit Erleichterung stellte sie fest, dass er aussah wie immer. Das beruhigte und erfreute sie geradezu. Offenbar hatte er nichts gemerkt. Alles war ihr recht, solange sie nicht absonderlich wirkte.

»Hast du heute irgendwelche Fahrräder verkauft?«, fragte sie und schluckte. Sie merkte, dass der unangenehme Kloß ganz weg war, und sah vor ihrem inneren Auge, wie er mit öligen Ketten hantierte. Das war ihre schlichte Vorstellung vom Umgang mit Rädern und den dazugehörigen Reparaturen. Oder wie er einen Platten flickte, genauso wie er es auch immer getan hatte.

Aber das war ein vollkommen falscher Gedanke! An ihn durfte sie jetzt nicht denken! Denn sonst tauchten die Bilder wieder auf und vermengten sich, wie bei einem Film, der immer schneller lief, bis ihr schwindlig und übel wurde und sie sich über die Kloschüssel beugen, würgen und sich übergeben musste.

»Heute war nicht geöffnet, aber ich musste einiges montieren und anderes erledigen. Ich bin immer im Verzug«, erwiderte er und schien erleichtert darüber zu sein, dass das Gespräch nicht abgebrochen war.

Sie dachte daran, wie angenehm doch so eine unkomplizierte Tätigkeit sein musste, zumindest aus ihrer Perspektive. Fahrräder reparieren. Solide. Nichts, worüber man hätte diskutieren müssen.

Am Fuße des Hanges windete es schon weniger. Sie waren schnell gegangen, fast schon gerannt, und ihr war warm geworden, sie schwitzte. Sie öffnete ihre Jacke, zog die Handschuhe aus und steckte sie in die Taschen.

»Pass auf, dass du dich nicht erkältest«, sagte er, und sie lachte über seine Ermahnung.

»Mir kommt es vor, als wärst du derjenige, der alles im Griff hat«, sagte sie, ohne ihn zu fragen, ob er denn ein großer Bruder sei.

Sie spürte seine Hand neben sich, seine warmen Finger berührten ihre und umschlossen schließlich ihre Hand.

Als sie zum Friedhofstor kamen, waren sie nicht mehr zwei einsame Nachtwanderer Hand in Hand. Eine Autokolonne zog sich vom Zentrum bis zum Parkplatz. Dunkle Gestalten stiegen aus und wurden lautlos vom Tor verschluckt. Viele waren natürlich alt und bewegten sich langsam und gebeugt vorwärts.

Der Hauptweg führte zu einer Kapelle, einem unansehnlichen Kalksteingebäude. Im Schein der brennenden Fackeln wirkte der weiße Stein goldgelb. Nach allen Seiten lagen Gräber mit unzähligen Grablichtern, die in der Nacht flackerten.

Sie blieben stehen und betrachteten sie schweigend.

»Irre Stimmung«, sagte er und zuckte etwas verlegen die Achseln, als sei ihm diese ganze Andacht zu viel. Aber er ließ ihre Hand nicht los. »Wo sollen wir anfangen?«, fragte er flüsternd.

Sie schaute sich um. Der Friedhof war größer, als sie gedacht hatte. Sie würden es zeitlich nicht schaffen, außerdem hatten sie nicht genug Grablichter dabei.

»Irgendwo müssen wir wohl anfangen«, sagte sie und zuckte mit den Schultern. »Warum nicht gleich da drüben?«

Sie deutete auf den ältesten Teil des Friedhofs, der weitge-

hend im Dunkeln lag, weil hier nur wenige, weit verstreute Grablichter standen.

»Dort gibt es bestimmt viel zu tun«, sagte sie und schaute ihn an, um sich seiner Zustimmung zu versichern.

Ein Licht für die Vergessenen. Wie gute Lichterträger hatten sie sich in die Nacht begeben.

Alfs Großeltern lagen auf dem anderen Friedhof, und dort würden seine Eltern eine Kerze anzünden. Sie selbst hatte keine Angehörigen in der Stadt.

Sie setzten vorsichtig einen Fuß vor den anderen in Richtung zunehmender Dunkelheit. Die gefrorenen Grashalme knisterten unter ihren Schuhsohlen, als sie Schulter an Schulter, ihre Hand in der seinigen, zwischen den dicht stehenden, mannshohen Grabsteinen hindurchgingen. Hier und da brannte ein Flämmchen.

Neugierig blieb sie vor einem Grab stehen, dessen Stein kleiner war als die anderen. Mit weicher Rundung ragte er so wenig auf, dass der Eindruck entstand, als bäte er vornübergekauert um Entschuldigung. Die benachbarten Grabsteine und Eisenkreuze schienen sich großtuerisch aus der Erde zu erheben. Sie beugte sich vor, um die Inschrift zu entziffern.

»1895 bis 1970, Anna Jonsson«, las sie laut im schwachen Licht von Mond und Sternen. »Nur ein Name«, fügte sie hinzu.

»Sie lebte vermutlich allein«, sagte Alf.

»Sie wurde fünfundsiebzig. Ich frage mich, ob sie alle diese Jahre allein war.«

Ihre Stimme klang etwas betrübt.

»Vielleicht hat sie ja aus dem Vollen geschöpft und wahn-sinnigen Spaß gehabt«, erwiderte er, um die Stimmung aufzulockern.

»Kann sein«, meinte sie nachdenklich und wandte sich ihm zu. »Soll ich eine Kerze anzünden?«

»Klar, okay«, sagte er und nahm ein Grablicht aus der Tüte, reichte es ihr und suchte dann nach seinen Streichhölzern in der Jackentasche.

Sie beugte sich vor, schob das Laub beiseite und drückte das Licht ordentlich in die Erde. Als sie das Streichholz an den Docht hielt und der Feuerschein über den Stein flackerte, sah sie, wie stumpf seine Oberfläche war. Gelbbraunes Moos wuchs in den Poren des Granits und den Vertiefungen der eingehauenen Schriftzüge, die sich jetzt leichter lesen ließen.

»Ich habe falsch gelesen«, sagte sie und stand auf. »Sie starb bereits 1910.«

»Dann wurde sie nur fünfzehn«, erwiderte er.

Schweigend dachten sie darüber nach.

»Vielleicht ist es gar nicht so merkwürdig, dass alle anderen Gräber größer sind«, meinte sie nachdenklich. »Da liegen schließlich mehrere. Ganze Familien.«

Sie schwieg.

»Sie muss irgendwie übrig geblieben sein«, sagte sie dann so leise, dass es kaum zu hören war.

»Was meinst du damit? Übrig geblieben?«, wollte er wissen.

»Eine Fünfzehnjährige gehört doch wohl zu ihrer Familie.«

»Aber damals war man doch wohl schon mit fünfzehn erwachsen und musste auf eigenen Beinen stehen und sich selbst versorgen, als Hausangestellte oder Knecht, oder man musste nach Amerika auswandern.«

Er verstummte, da auch sie schwieg.

In der Nähe waren leise Stimmen zu vernehmen. In der Ferne brauste die Autobahn.

»Immerhin erhielt sie ein Grab und einen Grabstein. Das hatten damals vermutlich nicht alle«, sagte er, als kenne er sich aus.

»Was geschah mit den anderen?«, fragte sie zweifelnd.

»Tja, keine Ahnung«, erwiderte er und zuckte mit den Achseln. Damit war das Thema erschöpft.

Vorbei an Reihen mit Kleinbauern, Direktoren und Gattinnen, die ein langes und hoffentlich inhaltsreiches Leben geführt hatten, setzten sie ihren Weg fort und erblickten auch einzelne Steine von Leuten, deren Leben kurz gewesen war.

Am schlimmsten war es mit den Kindern. Die Kleinen, die starben, und die Erwachsenen, die zurückblieben und die Gräber mit Blumen und Andenken schmückten.

Allmählich ließen sie die älteren Teile des Friedhofs hinter sich und gingen quer über den breiten Kiesweg weiter zum neueren Teil, in dem lange Reihen von Urnen in der Erde gelassen worden waren. Dicht an dicht standen oder lagen Grabsteine, glänzende und matte, zierliche und schlichte, und fast ebenso dicht leuchteten die Grablichter.

Der Gedenkhain lag mitten auf dem Friedhof und zog mit hellem Licht die Leute an. Aus großen Glaskästen, die in der Nacht zu schweben schienen, leuchtete es, ebenso von allen Grablichtern, die den nierenförmigen Teich in der Mitte des Gedenkhains umgaben. Wie ein zusammenhängender Lichtring spiegelten sich die Flammen im schwarzen Wasser. Sie stellten sich dicht nebeneinander und gaben sich der Stimmung hin. Sie stand vor ihm und spürte seine Brust im Rücken. Andere Friedhofsbesucher gingen langsam und feierlich um den Teich, traten vorsichtig im Kies auf, damit es nicht knirschte, und vermieden es, den Rasen zu betreten, der im Spätherbst sehr empfindlich war. Viele hielten ihre Köpfe gesenkt, und in ihren Gesichtern war stille Andacht zu lesen.

»Über die Zukunft wissen wir nichts«, dachte sie und spürte seinen warmen Atem im Nacken. »In der Zukunft liegt die Hoffnung. Das Leben muss nicht unbedingt eine kleine Hölle sein. Nicht die ganze Zeit.«

Eine Art Verzückung beschwingte sie jetzt schon zum zweiten Mal an diesem Tag. Liebe und Optimismus hatten glücklich von ihr Besitz ergriffen, und das erste Gefühl bedingte vermutlich das andere.

Als sie rein zufällig über den Teich schaute, war sie nicht vorbereitet. Aber vielleicht war sie trotzdem nicht überrascht. Nicht ganz. Sie war von Geburt an mit einem inneren Seismografen ausgestattet und ständig auf Erdbeben gefasst.

Ein bleiches Gesicht hob sich aus der hinteren Reihe ab. Rasch wandte sie ihren Blick den Sternen entgegen, reflexar-

tig, wie man die Hand von einer glühend heißen Kochplatte wegzieht. Vielleicht konnte sie entkommen, musste es nicht sehen und musste sich der Wirklichkeit nicht stellen.

Auffordernd hatte sich das Gesicht ihr zugewandt. Zwei Augen starrten, und genauso flüchtig wie ein Windhauch an einem Sommertag waren sie verschwunden, sowohl Augen als auch Gesicht.

»Verdammt! Nicht hier«, dachte sie. »Nicht auch noch hier!« Warum konnte sie sich nicht ganz verstecken? Untertauchen. Verschwinden, aber trotzdem verweilen in dem, was endlich auch sie erreicht hatte.

Aber die Zeit holte sie immer ein.

Immer.

Es handelte sich nicht um von schlechten Nerven hervorge-rufene Halluzinationen oder Hirngespinnste. Unsicher ließ sie den Blick schweifen und suchte ängstlich die Dunkelheit ab. Sie hatte sich nicht getäuscht.

Zwei schwarze Augen schlichen herum. Wie Raubtieraugen. Scharf, schnell und rücksichtslos.

Die Augen strichen an einer Familie vorbei, die sich auf der anderen Seite des Teichs versammelt hatte. Sie verschwanden hinter einer Kiefer, tauchten wieder auf, glitten in einem Bogen weiter, immer näher.

Es stach in ihrer Brust. Ein peitschenhafter Schmerz, woraufhin ihr Herz in rasendem Tempo schlug, ihr Blut ans Trommelfell pochte. Sie kniff die Augen zu, verzog das Gesicht und fasste sich reflexartig an die Brust.

»Was ist?«, wollte Alf wissen, und sie spürte seine Hand auf ihrer Schulter.

Sie schluckte. Zweimal schluckte sie und ließ dann den Arm langsam sinken. Als sie die Augen wieder öffnete und sich umsah, war nichts Erschreckendes mehr zu erkennen. Überhaupt nichts.

Sie drehte sich um.

»Ach nichts«, erwiderte sie, lächelte und küsste ihn aufs Kinn.

ERSTES KAPITEL

Am Freitag, dem 16. November, war Kriminalkommissar Claes Claesson gerade damit beschäftigt, eine Kommode umzustellen.

Er hatte bereits die halbe Treppe erklommen, als er sich gezwungen sah, die Kommode anders anzuheben, um sie um die Ecke zu kriegen. Sie war verdammt schwer, obwohl er die Schubladen rausgenommen hatte. Er fluchte leise vor sich hin und konnte einfach nicht fassen, warum sie nicht begriffen hatten, dass das Möbelstück im Untergeschoss ebenso gut stand. Wieso hatte er nicht damit warten können, das Monstrum hochzuschleppen, bis Veronika wieder zu Hause war?

Er stützte die Schmalseite der Kommode auf einer Treppenstufe ab, erklimmte eine Stufe und lehnte das Möbelstück gegen den Oberschenkel, um die Hände frei zu haben. Gerade als er so dastand, eingeklemmt zwischen Wand, Treppengeländer und der alten Kommode, die einen Drang nach unten hatte, klingelte das Telefon. Es hätte ihm egal sein können. Aber er packte erneut zu, bog den Rücken nach hinten und wuchtete das großmütterliche Erbstück das letzte Stück hoch.

Und da, mitten in der Bewegung, verspürte er das Knacken. Wie ein Pistolenschuss traf ihn der Schmerz in den Rücken. Er wankte zum Telefon im Obergeschoss und riss den Hörer von der Gabel. Niemand.

Sachte legte er den Hörer zurück und dachte daran, wie sich die Sünde doch manchmal sofort strafte. Voller Schmerz verzog er sein Gesicht.

Er sah sofort ein, dass dieses brennende Stechen im Kreuz nicht nach einer Viertelstunde verflogen sein würde. Wahrscheinlich nicht einmal nach ein paar Stunden. Schlimmstenfalls konnte der Schmerz tagelang, wochenlang andauern, vielleicht sogar länger ... aber da zügelte er seine ihm durchgehenden Gedanken. Es hatte keinen Sinn, den Teufel an die Wand zu malen. Jedenfalls nicht sofort!

Kriminalkommissar Claes Claesson hatte einen freien Tag, es war ein ganz gewöhnlicher Freitag, die Geschäfte waren geöffnet, und das Gemeinwesen funktionierte wie gewöhnlich. Der Tag musste also maximal genutzt werden. Die körperliche Beeinträchtigung hätte daher nicht ungelegener kommen können. Außerdem passten Verletzungen und Krankheiten nicht in sein Weltbild. Bisher war er relativ verschont geblieben und deshalb nicht zu der Einsicht gelangt, dass das, was andere befahl, auch ihn heimsuchen konnte.

An diesem Vormittag war Veronika mit Klara beim Babyschwimmen, und es galt, alle Dinge zu erledigen, bei denen ein Kleinkind für gewöhnlich im Weg war. Ansonsten hätte er selbst mit zum Schwimmen gehen können, obwohl es ihm etwas widerstrebte, zwischen den Babys und stolzen Müttern herumzuplantschen. Das lag nicht so sehr an den Kindern, sondern eher an ihren Müttern. Und manchmal musste man, wie gesagt, Prioritäten setzen.

Er hatte eigentlich alle Hände voll zu tun – das bittere Los eines Hausbesitzers. So nach und nach hatte er eingesehen, dass er nie alles würde erledigen können. Der Tag, an dem sämtliche Dachpfannen an Ort und Stelle lagen, alle Fenster frisch gestrichen und alle Zimmer neu tapeziert waren, die Türen der Küchenschränke renoviert, der Rasen gemäht und die Büsche gestutzt, die Lampen aufgehängt waren ... und so weiter ohne Ende ... und zwar alles gleichzeitig, dieser Tag würde nie kommen. Es hatte mit anderen Worten also gar keinen Sinn, sich zu hetzen. Ein Haus erforderte Unterhalt, und das bedeutete kurz und gut, dass man nie fertig wurde und also auch nie frei. Ständig gab es dieses oder jenes zu tun. Eine

Lebensaufgabe, wenn man es so sehen wollte. Eine Lebensaufgabe, die man gleichmütig hinnehmen musste. Schließlich war er ein Mann der Tat, und manchmal sehnte er sich nach dem zufriedenen Gefühl, etwas vollbracht zu haben. Handfeste Resultate sozusagen als Ausgleich. Seine Arbeit war anstrengender geworden. Immer mehr Leute ließen sich krank schreiben. Burn-out. Was war das überhaupt?

Eigentlich erwartete ihn nach dem Umstellen der Kommode eine Liste mit so genannten Erledigungen. Er hatte vorgehabt, eine Dichtung für die Toilette, neue Schrauben für das sich von der Wand lösende Küchenbord sowie das eine oder andere Werkzeug im Baumarkt zu besorgen. Immer stolperte er dort über Dinge, die er noch zu brauchen glaubte. Vielleicht konnte er sogar noch bei der Fußbodenfirma vorbeischauen und sich PVC-Böden mit Schachbrettmuster für die Küche ansehen. Veronika hatte sich in den Kopf gesetzt, dass das hübsch und praktisch war, und er hatte nichts dagegen. Sie hatten vorgehabt, sich dort zu treffen. Nach dem Babyschwimmen. Wenn die Zeit reichte, wollte er noch ins Sportgeschäft, um neue Joggingsschuhe zu kaufen. Er war es leid, ständig die Fersen zu spüren.

Und jetzt stand er im Badezimmer und suchte nach einem Schmerzmittel, während dieses volle Programm auf ihn wartete und der Tag kaum begonnen hatte, denn es war gerade erst neun Uhr.

»Hexenschuss! Verflucht noch mal!« Fühlte sich das so an?

Es tat so verdammt weh, dass er sich überlegte, ob er sich an diesem Tag überhaupt noch würde bewegen können. Mit einem Mal verließ ihn jegliche Energie.

Kovepenin, Panodil, Lanzo, Trimetroprim, Zyrlex las er auf den Schachteln. Er wusste nicht recht, an welche Pillen er sich heranwagen sollte. Mit Panodil konnte er beginnen, das wusste er, das war schließlich dasselbe wie Alvedon. Aber reichte das? Sollte er vielleicht dem Panodil noch mit einer Lanzo nachhelfen? Das klang vertraut und gleichzeitig wirkungsvoll und gut. Vielleicht verstärkte sich dann der Effekt ... Typisch!

Wenn er ausnahmsweise mal akut medizinische Hilfe benötigte, dann war Veronika nicht zu Hause.

Etwas weiter hinten im Medizinschrank entdeckte er ein Röhrchen Treo Comp. Bei diesem Mittel war er sich absolut sicher, dass es ordentlich wirkte. Er warf eine Brausetablette in den Zahnputzbecher, und es zischte.

Fünfzehn Minuten später, vielleicht waren es auch nur zehn, ging es ihm kaum besser. Auch noch nicht nach dreißig Minuten. Er war fix und fertig.

Die Schmerzen schienen einfach nicht nachzulassen. Das war bitter.

Er rundete das Ganze mit einer Lanzo ab, obwohl er eigentlich nicht zu den Leuten gehörte, die Tabletten schluckten, aber die Not kennt kein Gebot. Wieso haftete eigentlich einem Hexenschuss so was Lächerliches an? Die Komik der Buckligen. Obwohl ein Gallenstein schlimmer war. Und Hämorrhoiden. Einfach lächerlich.

Aber die Schmerzen ließen nicht nach. Ihm blieb nur noch eins, nämlich – obzwar widerstrebend – sich selbst leidzutun. Und noch etwas bemächtigte sich seiner immer mehr: die große Unruhe wegen eines Körpers, der auf Grund unerbittlich zunehmenden Alters seinen Dienst versagte. Dabei war er noch nicht einmal fünfundvierzig. Verdammt!

Noch nie hatte er einen klassischen Hexenschuss gehabt, dieses fürchterlich schmerzhaft und invalidisierende Leiden. Sein Körper war normal gebaut, von durchschnittlicher Größe und verfügte nicht über diesen schmalen, etwas zu langen Rücken, den man für gewöhnlich mit verschobenen Wirbeln und überdehnten Bändern in Verbindung bringt. Seine Kondition war akzeptabel, obwohl sie natürlich hätte besser sein können. So war es immer. Das meiste hätte besser sein können, wenn er wie verrückt trainiert und sich nach allen Regeln der Kunst in Form gehalten hätte. Er hatte viel Mühe darauf verwendet, einen Mittelweg zu finden. Er hatte ab und zu eine Joggingrunde gedreht, auch noch nach Klaras Geburt – aber Hallenpolo und Krafttraining hatte er schon lange aufgege-

ben. Jetzt hatte er Gelegenheit, das bitter zu bereuen. Wenn man jung war, konnte man es sich erlauben zu schummeln, aber nicht, wenn die Jahre einen einholten. Mist!

Er wollte sich hinlegen, um die Muskeln auszuruhen oder die Wirbel oder was es nun war, was kaputtgegangen oder eingeklemmt war. Vielleicht handelte es sich ja um eine Entzündung. Die Frage war nur, wie er es zum Bett hinunterschaffen sollte.

Wie es ihm zu guter Letzt gelungen war, konnte er anschließend nicht mehr rekonstruieren. Gnädigerweise befahl ihm eine Art kurzzeitige Bewusstlosigkeit just in jenem Augenblick, als er die schwierigsten Bewegungen vollführte. Der stechende Schmerz glich einer detonierenden Sprengladung. Assoziationen wie Guillotinen und Folterwerkzeuge flimmerten rasch vorbei. Tapete, Decke und Türen verflüchtigten sich seltsamerweise. Sein Bewusstsein schwand. Ein milder, grauer Nebel breitete sich über alles.

Aber welche Wonne dauert ewig? Als er erwachte, lag er quer auf dem Doppelbett. Er starrte an die Decke, bis es ihm vor Augen flimmerte, versuchte, sich zu bewegen und ein Kissen heranzuziehen, stöhnte jedoch laut auf und kapitulierte.

In diesem Zustand fand Veronika ihn.

»Lumbago«, sagte sie mit trockener Doktorinnenstimme.

Er hätte jetzt viel lieber einer anderen Stimme gelauscht, einer weniger effektiven, liebevolleren. Aber es war nun einmal so. Offensichtlich!

Nach oberflächlicher Untersuchung setzte sie sich auf die Bettkante und strich ihm mit dem Handrücken über die unraisierte Wange. Er vermied es, ihr in die Augen zu schauen, da er etwas gegen Mitleid hatte. Zumindest wenn es sich auf ihn selbst bezog. Obwohl er sich ziemlich sicher war, dass sie ihn nicht verhätscheln würde. Veronika war von sachlicher und praktischer Veranlagung.

»Wie bitte?«, fragte er mit abwesender Stimme und begutachtete weiterhin die Decke. »Was ist es, sagst du?«

»Hexenschuss.«

»Das ist mir auch klar«, erwiderte er verärgert.

»Jedenfalls scheint bei dir der Ischiasnerv nicht betroffen zu sein«, fuhr sie geduldig fort und klang immer noch mehr wie eine Ärztin als wie die Frau, die er liebte. »Ich werde dir einen Chiropraktiker oder Manualtherapeuten besorgen«, sagte sie, beugte sich vor, hob Klara vom Fußboden auf und setzte das Kind auf ihren Schoß.

Klara gab vergnügte Laute von sich, als sie ihn sah, ihren Papa, der dort im Bett lag, und sie streckte die Arme aus, winkte fröhlich und wollte von ihm hochgehoben werden. Beharrlich ruderte sie mit ihren knubbeligen Armen, ließ sie dann aber sinken und hielt inne. Mit großen Augen sah sie ihn ernst an, und er fragte sich, was wohl in ihr vorging. Er versuchte, sie anzulächeln und hoffte, der wortlose Kontakt zwischen Vater und Tochter funktioniere. Aber sie begriff, dass etwas nicht in Ordnung war. Ihre Unterlippe begann zu zittern. Ein Tropfen Spucke fiel herab. Sie blinzelte. Deutlich konnte er die hellen Wimpern von seiner liegenden Position aus erkennen. Sie waren recht lang, aber nicht sonderlich kräftig, fand er und zwickte sie vorsichtig in den einen großen Zeh.

Da begann sie zu weinen. Anfangs noch zögernd, dann immer geller, schließlich schrie sie aus vollem Hals. Da drehte er unter Schmerzen seinen Kopf zur Wand und kniff die Augen zu, um dem herzerweichenden Geräusch zu entinnen. Er konnte nicht mehr. Jedenfalls nicht an diesem Tag. Er musste sich ausruhen, schlafen und sich woandershin träumen.

»Ist ja schon gut, das ist nicht schlimm«, sagte Veronika tröstend zu ihrer Tochter und nahm sie in die Arme.

»Aber ...«, sagte er.

»Was, aber?«

»Kannst du das nicht wieder hinbiegen?«

Flehend schaute er sie an. Ihren bisherigen Vorschlägen begegnete er mit Skepsis. Insgeheim hätte er gerne einmal davon profitiert, eine Ärztin im Haus zu haben, das war doch sicherlich nicht zu viel verlangt.

»Nein«, sagte sie. »Aber ich kann dir ein paar bessere Schmerzmittel geben. Im Übrigen kennen wir Ärzte uns mit Hexenschuss nicht sonderlich gut aus.«

Sie klang irritierend professionell, fast schon munter. Mitleid würde ihm zumindest erspart bleiben. In diesem Punkt konnte er vermutlich vollkommen sicher sein, aber er wusste nicht, ob ihm dieser muntere Ton so viel besser gefiel.

»Sicher?«, fragte er.

»Ja. Sicher! Krankengymnastinnen, Chiropraktiker und Manualtherapeuten kennen sich mit Hexenschuss aus«, sagte sie und stand auf.

Klara hatte sich beruhigt, betrachtete ihn aber weiterhin skeptisch wie einen Fremden.

»Na dann«, sagte er mit schwacher Stimme und schüttelte den Kopf. Es war ihm bewusst, wie jämmerlich er klang, er konnte es aber nicht verhindern.

»Du Ärmster«, sagte sie mit einem unberührten Lächeln, den Kopf spöttisch zur Seite geneigt. »Ich glaube nicht, dass du sterben wirst, zumindest nicht daran«, meinte sie und verschwand mit Klara auf dem Arm aus dem Schlafzimmer.

Kurz darauf steckte sie rasch noch einmal den Kopf zur Tür herein.

»Übrigens, Lanzo ist gegen Magengeschwüre, aber sicher auch nicht schädlich. Hungrig? Was zu essen?«

Vorsichtig schüttelte er den Kopf. Überhaupt keinen Hunger.

Sobald sie das Schlafzimmer verlassen hatten, begann die Tochter zu quengeln. Ihr Gejammer und ihr leises Weinen drangen von unten aus der Küche. »Sie will bei mir sein«, dachte er zufrieden. Obwohl mit ihm nicht viel anzufangen war. Er war indisponibel, wie sein Vater gesagt hätte.

Manchmal klappte es eben nicht, dachte er. Pläne funktionieren nicht, nichts wird, wie man geglaubt hat.

Vielleicht hatte auch das einen Sinn? Er musste versuchen, es so zu sehen.

ZWEITES KAPITEL

Das Meer toste, und die Luft war salzgeschwängert. Marco Korpi zündete sich eine Zigarette an und bereute es bereits im selben Atemzug. Es kratzte in der Brust. Eigentlich sollte er nicht rauchen, aber jetzt brannte sie.

Die Stimmen der Kinder drangen durch den Wind, Lachen und Gekreische mischten sich. Sie rannten herum und verfolgten einander über Stock und Stein. Ida lief voraus, Petter hinterher, und sie kreischte und lachte glucksend, wenn er sie eingeholt hatte, sie einfiel und festhielt. Ihre Arme kreisten wie Windmühlenflügel, ihre Beine zappelten, ihr Lachen erreichte immer höhere Töne, bis sie fast keine Luft mehr bekam. Sie drehte und aalte sich hin und her, bis sie sich schließlich befreit hatte und durch das nasse Moos weitertoben konnte. Marco sah ihre spöttischen Blicke, wenn sie den Kopf nach hinten drehte, während sie stolpernd weiterrannte. Hänselnd brachte sie ihren Bruder dazu weiterzulaufen.

Marcos Gummistiefel versanken tief im Moos. Träge, entspannende Schritte, Kiefernduft und der Geruch von Erde, grau bedeckter Himmel und feuchtkalte Luft waren genau, was er brauchte. Besser, als zu Hause im Weg zu sein, dachte er. Allmählich ließ ihn die Arbeit der letzten Woche los.

Ritva wollte die Kinder aus dem Haus haben. Wie immer, wenn sie Gäste erwarteten, war sie gehetzt, reizbar und wirbelte besessen herum. Sie wollte decken und vorbereiten ohne »zwei störende Erscheinungen«, die alles auf den Kopf stellten und die dürftige Ordnung zerstörten, die sie am Vorabend

zu Stande gebracht hatten. Recht oft schien alles im Fluss zu sein. Fast immer, um genau zu sein.

Ein paar Arbeitskollegen würden gegen sechs kommen. Auch ihre Ehefrauen waren eingeladen. Ritva war immer überempfindlich und schrie herum, wenn sie gestresst war. Er hatte ihr beim Großeinkauf geholfen und die Getränke besorgt, drei Sorten Bier und Wein für die Damen. Dann war er direkt zum Kindergarten gefahren und hatte die Kinder geholt. Aus einem entspannten Nachmittag mit ein paar Stunden ganz allein im Fitnessstudio, den er sich sonst zu gönnen pflegte, wurde an diesem Freitag nichts. Aber er kam an die frische Luft. Und er war Papa.

Am nächsten Tag würden sie einen Kater haben, Ritva und er. Mit den Kindern würde es dann zäh werden, dachte er und machte einen tiefen Lungenzug. Er musste so husten, dass es ihm in der Brust brannte und Tränen in die Augen trieb. Diese verdammten Zigaretten! Der Kater würde leichter zu ertragen sein, wenn er das Rauchen ließe, dachte er und tastete mit den Fingern nach dem Paket in seiner Tasche. Halb voll. Er überlegte, ob er neue kaufen oder sich mit den vorhandenen begnügen sollte. Ein langer Abend mit Rationierung. Er konnte immer noch bei irgendwem schnorren, aber es widerstrebte ihm, zu Kreuze zu kriechen. Das war kleinlich-knickerig und zeugte von schlechtem Charakter. Oder was auch immer. Sobald er es sich vornahm, konnte er mit dem Rauchen aufhören, dachte er selbstsicher. Wenn Ritva nicht dauernd auf ihm herumhacken würde. Aber wenn er auf der überdachten Veranda stand und paffte, litt er nicht sonderlich. Eigentlich stellte sein regelmäßiges, heimliches Verhältnis zu den Glimmstängeln – allein in der Kälte bei der kleinen Sitzecke im Garten – einen nicht unbeträchtlichen Genuss dar. Die Zigaretten waren eine Quelle der Freude, leider. Eine nicht ganz zu vernachlässigende Gefahr für die Gesundheit. Das wusste er sehr gut und spürte es auch gelegentlich in der Luftröhre. Er war nicht dumm.

Er hörte Idas Mädchenstimme, ihr unschuldiges, spielerisches Geplapper, das vom Wind davongetragen wurde. Sie

hopste immer weiter, rotwangig und die Mütze schief auf dem Kopf. »Die Kinder sind viel zu wenig draußen«, kam ihm in den Sinn. Das galt für ihn im Übrigen auch.

Windgepeitschter Wald löste die nassen Dünen ab. Wacholder und verkrüppelte Kiefern beugten sich zur Erde. Er sah, dass die kleine Ida ein paar Tannenzapfen gefunden hatte. Ohne Ziel und sonderliche Kraft warf sie sie hoch in die Luft, aber sie war ja noch klein, die Motorik noch unausgeglichen, und die Tannenzapfen flogen in alle Richtungen, und sie rannte hinterher. Petter hatte einen langen Ast gefunden, mit dem er in der Luft herumfuchtelte. Er rief nach seiner Schwester und warnte sie vor dem stärksten Ritter der Welt. Aber sie bekam keine Angst. Sie spielte einfach unbeirrt mit ihren Tannenzapfen weiter. »Dieses Kind ist stur wie die Sünde«, dachte Marco Korpi zärtlich.

Er drückte seine Zigarette aus und sah auf die Uhr. Bald drei. Sie waren jetzt schon eine Stunde draußen. Zeit, nach Hause zu gehen. Ritva hatte jetzt ein paar Stunden Ruhe gehabt und musste zufrieden sein. Es war ungemütlich, und er hatte Lust auf einen Kaffee.

Er dachte daran, wie selten er doch mit den Kindern draußen war. Immer hatte er etwas zu tun. Es wurde einfach nichts daraus, und für Spiele hatte er auch keinen Sinn. Nicht wie Ritva, aber sie war schließlich Profi. Sie tat den ganzen Tag nichts anderes, als Kinder in Schach zu halten. Sie konnte gut mit den Kleinen umgehen, besser als er. Er sah, wie Ida umfiel, und erwartete den Schrei. Er machte sich bereit, zu ihr zu eilen, aber nichts kam. Das Kind blieb still. Sie rappelte sich wieder auf mit lauter Tannennadeln an der Hose, ignorierte sie aber und rannte einfach weiter. Sie bog Richtung Wasser ab, und da lief er ihr hinterher. Aber sie blieb stehen, drehte sich um, entdeckte ihren großen Bruder im Wald und rannte auf ihn zu. Petter hatte den Stecken nicht weggeworfen, und Marco vermutete, dass er ihn im Auto mit nach Hause nehmen wollte. Ida begann an der Jacke ihres Bruders zu zerren, und dieser fuchtelte verärgert mit den Armen, um sich loszu-

reißen. Er peitschte und schlug mit dem Stecken, und Marco befürchtete, Ida könnte einen Schlag abbekommen. »Zetermordio!«, dachte er. Die Kinder wurden langsam müde. Er musste versuchen, ihr Spiel zu beenden, und sie ins Auto verfrachten, ob sie wollten oder nicht. Er näherte sich ihnen mit so großen, schweren Schritten, dass das Moos ins Schwanken geriet – aber da war der Streit auch schon zu Ende, und sie fuhren damit fort, spielend herumzurennen.

»Wir haben eine schwere Jahreszeit vor uns«, dachte er. Ob er es sich wohl leisten konnte, mit der Familie in Skiferien zu fahren? Das wäre etwas, worauf sie sich freuen könnten, irgendwann im Februar einen ordentlichen Hang im Sonnenschein herunterzufahren. Jetzt waren die Kinder alt genug dafür. Wenn es ihnen gelang, ein wenig zu sparen, würde er Rita bitten, sich nach einer Pauschalreise umzusehen.

Ida lief weiterhin im Kreis um ihren Bruder herum und brachte ihn dazu, ihr zum Strand zu folgen. Marco schaute genauer hin. Die Kinder trugen Gummistiefel, konnten also in seichtem Wasser herumplantschen. Die Gefahr, dass sie reinsprangen, schien ihm minimal. Das Wasser war kalt, und sie hielten sich am Ufer. Er musste jedoch darauf achten, dass sie nicht stolperten oder stritten und anfangen, sich zu schubsen.

Gerade als er um das braunfleckige Heidelbeergestrüpp herumkam und überlegte, ob ihm noch Zeit für eine weitere Zigarette blieb, ehe sie nach Hause fuhren, merkte er, dass die Kinder etwas am Ufer entdeckt hatten. Sie beugten sich vor und standen erstaunlich still und konzentriert da. Vielleicht eine Flaschenpost, die an Land getrieben war, dachte er naiv. Oder ein toter Fisch.

Aber es war schlimmer.

Petter schrie ihm etwas zu, aber seine Stimme verschwand im Wind, obwohl dieser inzwischen schwächer war. Die Kinder hatten sich ihm zugewandt und riefen und schrien mit angespannter Haltung. Sie wirkten außer sich, und er bekam Angst. Er ahnte nichts Gutes und rannte auf sie zu. Noch immer konnte er nicht hören, was sie schrien.

Das Meer toste. Es war noch nicht dunkel. Einige Vögel glitten niedrig übers Wasser.

Die Kinder standen auf einer braunen Grasfläche, die zum Wasser hin in einen schmalen Streifen grobkörnigen Sand übergang. Er sah es sofort, wandte aber instinktiv den Blick ab. Nasse Sandkörner wurden vor- und zurückgespült. Spärliches, wintermüdes Schilf raschelte im Wind. Das Wasser war trüb, Sand und Schlick waren aufgewühlt.

Trotzdem sah man unausweichlich, was an der Oberfläche trieb.

»Was mache ich jetzt?« Ihn befiel ein Gefühl der Unwirklichkeit, das ihn erst lähmte, aber dann packte er die Kinder, zerrte sie ein Stück vom Strand weg und stellte sie nebeneinander hin. Mit barscher Stimme befahl er ihnen, sich nicht vom Fleck zu rühren.

»Versprecht mir das!«, sagte er und schaute streng in die zwei Kindergesichter, die außer sich vor Schrecken waren.

Aber es war zu spät, sie hatten bereits gesehen, was es zu sehen gab. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, sah er ein, wie sinnlos es war, sie schonen zu wollen.

Vorsichtig trat er näher, wollte noch einmal schauen, wollte sich vergewissern, dass er sich nicht getäuscht hatte. Er wollte sich ganz sicher sein, ehe er versuchte, ein Telefon zu finden. Sein Handy hatte er idiotischerweise zu Hause gelassen.

Wie eine gelbe Blase wölbte sich die Vorderseite einer Jacke über die Wasseroberfläche. Vielleicht war sie aus Nylon. Weißer Schaum umspülte ein Gesicht, das aus Gummi zu sein schien, dachte er respektlos, gleich einer Gummimaske aus einem amerikanischen Science-Fiction-Film. Eine Totenmaske, aschgrau und zäh.

Sie war jung. Eine Frau mit langem Haar, in dem sich schwarzer Tang und struppiges Schilfrohr verfangen hatten. »Wie eine Meerjungfrau«, dachte er und kam sich fast frevlerisch vor. Gleichzeitig versuchte er, sich zu erinnern, ob er etwas über eine verschwundene Frau gehört oder gelesen hatte. Hatte er in der *Allehanda* etwas über eine Ertrunkene gele-

sen? Hatte jemand davon gesprochen, dass eine junge und vermutlich hübsche Frau vermisst wurde, nicht nach Hause gekommen, nicht bei der Arbeit erschienen oder einfach unerklärlich verschwunden war? Nein, er konnte sich nicht erinnern. Jedenfalls nicht, solange er mit klopfendem Herzen wie gelähmt dastand.

Aber dann sah er die Kinder, die schweigend und erschrocken dicht beieinander standen. Er beeilte sich, nahm sie an die Hand, trieb sie an, und sie rannten stolpernd zum Auto. Erst wollte er zum Campingplatz laufen und sehen, ob jemand in einem der Wohnwagen war, aber das war ein zu großes Risiko. Kaum jemand würde jetzt, da sich der Winter näherte, dort wohnen. Und falls doch, so konnte es die vollkommen falsche Person sein. Vielleicht jemand, der mit der toten Frau zu tun hatte und den er nicht treffen wollte, jemand, der gefährlich war. Schließlich musste er an die Kinder denken. Kein Wunder, dass man in einer Situation wie dieser an Verfolgungswahn litt.

Die Kinder nahmen schweigend auf dem Rücksitz Platz. Petter half Ida mit dem Sicherheitsgurt, ohne dass er ihn darum gebeten hätte. Marco Korpi, einunddreißigjähriger Vater zweier Kinder, fuhr mit quietschenden Reifen los.

»Papa, ist die Frau krank?«, fragte Ida schließlich, und ihm fiel auf, dass ihre Stimme vorsichtiger klang als sonst.

»Kinder spüren, wenn etwas nicht so ist, wie es sein sollte«, dachte er und bemühte sich, eine gute Antwort zu finden. Gleichzeitig suchte er die Straße nach einem entgegenkommenden Fahrzeug ab, das er hätte anhalten können. Er wollte ihr eine vernünftige Antwort geben, eine Antwort, die nicht zu barsch und schroff klang und trotzdem begreiflich war. Aber sein Sohn kam ihm zuvor.

»Sie ist tot, das ist doch klar«, sagte der sechsjährige Petter voller Überzeugung zu seiner kleinen Schwester.

Damit war es gesagt. Petter klang forsch, vielleicht sogar zu unberührt, dachte Marco. Da sah er die Scheinwerfer eines entgegenkommenden Autos. Er betätigte intensiv die Licht-

hupe, gleichzeitig bremste er ab und kurbelte das Seitenfenster herunter. Er schwenkte den Arm, um das Auto zum Anhalten zu zwingen.

In dem schwarzen, staubigen Ford saß ein rotgesichtiger alter Mann, der skeptisch war und glaubte, dass Marco ihn anlog. Aus welchem Grund auch immer. Aber der Alte hatte ein Handy, und sie wählten den Notruf. Anschließend wurde sich Marco klar darüber, dass der Mann nichts mit der Polizei zu tun haben wollte. Wieso, das ging ihn nichts an.

Claes Claesson hatte um drei Uhr einen Termin beim einzigen Chiropraktiker der Stadt erhalten. Veronika hatte ihn vereinbart. Sie hatte einen Kollegen angerufen, einen Orthopäden, und dieser hatte den Chiropraktiker empfohlen. Er verstehe sein Handwerk.

Eine gute Viertelstunde vor dem Termin schaffte Veronika ihn mit dem Volvo in die Praxis. Sie wollte gleichzeitig den Großeinkauf erledigen. Klara war auch dabei. War er früher fertig als sie, musste er sie anrufen oder warten.

»Erstaunlich, dass es in unserem Kaff überhaupt einen Chiropraktiker gibt«, sagte sie, als sie ihn absetzte.

Er sah sie argwöhnisch an, hätte aber im Augenblick ohnehin alles ausprobiert. Eine Arbeitswoche mit solchen Qualen war nichts, worauf man sich freute. Obwohl er kaum erwartete, dass ihm mit Quacksalbermethoden geholfen werden könnte.

Mit behutsamen Schritten ging er die Treppe hoch und klingelte. Eine Stimme forderte ihn auf einzutreten, und er öffnete.

Dennis Bohman stand am Fenster seines Behandlungszimmers und telefonierte. Er bedeutete Claes Claesson, in der Diele abzulegen und Platz zu nehmen. Claesson zog seine Jacke aus, setzte sich jedoch nicht. Skeptisch schaute er sich um, suchte mit raschem, routiniertem Blick Wände und Ecken ab, als sei er im Dienst und einem Dealer oder einem Geheimbordell auf der Spur, er wusste nicht genau, was, aber

jedenfalls etwas in dieser Art. Aber alles war frisch renoviert und bedeutend einladender als das Treppenhaus, das dunkel und schmutzig gewirkt hatte. Die Diele war in mattem Graublau gestrichen. Zwei leichte Stahlrohrstühle flankierten einen kleinen Tisch mit einem Zeitschriftenstapel.

Dennis Bohman beendete sein Telefonat und erschien in der Tür. Er war rund dreißig, trug einen Kurzhaarschnitt, wirkte gesund und schien weder Sonnenstudios zu frequentieren noch Dopingpräparate zu schlucken, was Claesson beruhigte.

»Willkommen!«, sagte Dennis Bohman und drückte ihm kräftig die Hand. »Kommen Sie rein, dann schaue ich mal, wie ich Ihnen helfen kann.«

Claesson folgte ihm ergeben in ein kahles Zimmer mit Wandschautafeln, die Muskeln und Wirbel zeigten. In der Mitte stand eine Pritsche.

»Bitte ziehen Sie sich aus«, sagte Bohman.

Claesson konnte sich nicht erinnern, wann er sich zuletzt vor einem anderen Mann entkleidet hatte. Vermutlich beim Militär.

»Sie haben sich also verhoben«, meinte Bohman und betrachtete Claessons ungelenkten Kampf mit den Jeansbeinen. Die Füße steckten fest, und er konnte sich nicht vorbeugen und sie runterziehen.

»Ja, an einer Kommode«, antwortete Claesson stöhnend.

»Hatten Sie schon früher Probleme mit dem Rücken?«

»Nein, noch nie.«

Bohman sah ihm noch ein wenig bei seinem unbeholfenen Entkleiden zu und ging ihm schließlich zur Hand.

Claesson stand in Unterhose und Socken auf dem kalten Fußboden und versuchte die Bewegungen auszuführen, die der Chiropraktiker ihm ansagte. Er scheiterte kläglich. Seine Schmerzen machten ihn stocksteif.

Als er anschließend bäuchlings auf der Pritsche lag und spürte, wie sich Bohmans warme und kräftige Hände an seinem elenden Rücken zu schaffen machten, wusste er, dass er

am rechten Ort war. Ja, verdammt, das war er wirklich! Der Typ wusste, was er tat. Es war zwar nicht angenehm, aber Böses soll man mit Bösem vertreiben . . .

Erschöpft, aber zufrieden erhob er sich und zog sich an. Das war schon besser. Nicht perfekt, aber er konnte schließlich nichts Unmögliches verlangen.

Er erhielt einen weiteren Termin für Dienstag und bedankte sich. Da klingelte sein Handy.

»Eine Wasserleiche«, sagte Kriminalkommissar Janne Lundin, der beim Dezernat für Gewaltverbrechen Wochenendbereitschaft hatte und schon am Morgen seinen Dienst angetreten hatte. Lundin war zu Hause und stand an seinem Telefonschrank in der Diele.

Bisher hatte es keine sonderlichen Vorkommnisse gegeben, es war richtig ruhig gewesen, aber offenbar hatte es sich dabei um die Ruhe vor dem Sturm gehandelt. Jetzt war eine Leiche entdeckt worden – eine junge Frau –, und Lundin hatte Claesson zum Fundort beordert. Claesson hatte ihn gebeten, ihm einen Wagen mit Fahrer zu schicken, was er getan hatte. Ein jüngerer Polizist, Jesper Gren, würde den Kollegen abholen. Claesson hatte beiläufig erwähnt, dass er Probleme mit dem Rücken habe, und gestresst geklungen.

Jetzt sprach Lundin gerade mit Louise Jasinski. Sie einigten sich darauf, jeder den eigenen Wagen zu nehmen und sich an der Abfahrt zum Fröjdeberga-Campingplatz zu treffen.

Nachdem sie aufgelegt hatten, begann er, nach der Nummer von Benny Grahn zu suchen. Er meinte, sie im Kopf zu haben, konnte sich dann aber doch nicht besinnen. Wenn er sich recht erinnerte, dann hatte er sie ins Telefonverzeichnis der Familie geschrieben. Er zog die Schublade des hübschen und etwas wackligen Telefonschranks heraus. Mona hatte die Deckel des Telefonverzeichnisses bestickt. Lange war's her, dachte er und begann zu blättern. Während des ersten Jahres ihrer Ehe hatte sie seiner Meinung nach recht sinnlose Dinge gebastelt, später aber damit aufgehört. Die Pullover je-

doch, die sie inzwischen verfertigte, waren schön und wurden allgemein geschätzt.

Während er blätterte, spürte er, wie die Anspannung zunahm. Es pochte hinter seinem Brustbein, und der Magen zog sich zusammen. Er war bereit, und sein Adrenalinpiegel stieg, obwohl er sehr viel Routine hatte. Nicht einmal in seinem Alter blieb ihm das erspart, dachte er und überlegte sich gleichzeitig, wie lange sein Organismus noch durchhalten würde. Aber er wollte nicht aufhören. Ihm gefiel seine Arbeit. Während seiner Ausbildung hatte er geglaubt, dass er irgendwann in einer verheißungsvollen Zukunft zu einer inneren Ruhe finden würde. Diese Unberührtheit würde ihn dann unnahbar machen und vor allem dazu führen, dass er sich besser fühlte. Aber so war es natürlich nicht gekommen. Ingeheim war ihm und seinen Kollegen bewusst, dass sie von diesen Kicks lebten. Sie brauchten diese Spannung und Anspannung, sonst hätten sie sich vermutlich eine andere Arbeit gesucht.

Grahn stand nicht im Telefonverzeichnis der Familie. Lundin hatte sich offenbar geirrt. Er ging zur Kleiderstange und suchte in der Innentasche seiner Winterjacke nach seinem Kalender. In diesem Moment trat Mona durch die Haustür. Sie war mit ihrem Hund Jycken draußen gewesen.

»Was ist los?«, fragte sie sofort, denn sie besaß ein gutes Gespür.

»Arbeit«, antwortete er.

»Musst du los?«

Sie wirkte eher besorgt als enttäuscht.

»Ja. Wahrscheinlich wird es spät.«

»Für einen Kaffee hast du keine Zeit?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er, »aber ich hätte jetzt nichts dagegen gehabt.« Er betrachtete seine freundliche und rundliche Ehefrau, die ihren Wintermantel auf einen Bügel hängte.

»Ist es was Ernstes?«, fragte sie und verstand im selben Moment, dass dem so war.

»Ja«, antwortete er, und sie hörte, dass er bereits unterwegs war, zumindest im Geiste.

»Eile?«

»Nein, eigentlich nicht. Tote bewegen sich nicht vom Fleck.«

»Was du nicht sagst! Soll ich dir eine Thermosflasche fertig machen?«, wollte sie wissen und nahm Jycken seine Leine ab.

»Nett von dir, aber das ist nicht nötig.«

Kaum jemand hatte mit der so genannten Partnerwahl so viel Glück gehabt wie er, dachte er und war sich ganz und gar bewusst, dass sie es vor allem Mona, seiner tatkräftigen Ehefrau, zu verdanken hatten, dass sie nicht gezögert hatten und die Sache nicht im Sand verlaufen war. Mona war sein bester Freund. Nicht Jycken. Mona.

»Ja, wirklich schade, dass du wegmusst«, sagte sie und ging in die Küche, um Jycken, einer etwas zu wohl genährten Mischung aus einem Stöberhund und einem Beagle, sein Trockenfutter zu geben.

Man wusste nie im Voraus, wie der Arbeitstag wird, dachte er und setzte sich auf den Hocker neben dem Telefon. Es war fast unmöglich, sich vollkommen zu entspannen, wenn man Bereitschaft hatte. Aus einer Flaute konnte plötzlich ein Orkan werden. Viele Male hatte er irgendwelche Veranstaltungen verlassen müssen oder war mitten in der Nacht geweckt worden. Er würde nie vergessen, wie er die Schulabschlussveranstaltung seines Sohnes Lasse noch vor dem Auftritt des Sechsjährigen hatte verlassen müssen. Mona hatte ihm mehrfach versichert, Lasse habe das nicht sonderlich viel ausgemacht, schließlich sei sie ja da gewesen, und ihr Sohn sei bei den wenigen Zeilen, die sie ihm vorher wochenlang vorgekaut hatten, kein einziges Mal stecken geblieben. Trotzdem hätte er diesen Dienst mit jemand anderem tauschen und sich mehr anstrengen sollen. Aber damals war die Arbeit immer vorgegangen.

Er wählte Bennys Nummer. Ihm wurde die Arbeit eigentlich nie langweilig, dachte er, während er wartete. Das war nur wenigen vergönnt. Obwohl nicht alle mit der Unberechenbarkeit

fertig wurden. Er erinnerte sich an einige Kollegen, die ausgeschieden oder auf Verwaltungsposten verschwunden waren. Mit zunehmendem Alter waren die meisten das Gerenne leid und suchten sich eine Arbeit im Büro. Trägheit und Personalknappheit hatten ebenfalls ihre Spuren hinterlassen.

Er ließ es klingeln und wartete darauf, weitergeschaltet zu werden oder einen Anrufbeantworter anspringen zu hören.

Nein, rumzuhocken und in Papieren zu blättern lag ihm nicht, obwohl es vielleicht angebracht gewesen wäre, jetzt, da er auf die sechzig zuing. »Ein Glück, dass man sich selbst kennt«, dachte er. Berichte zu lesen war noch nie sein Ding gewesen. Es ging zwar, aber nur verdammt langsam, und dessen war er sich sehr deutlich bewusst. Schreiben lag ihm noch weniger. Er verwechselte häufig die Buchstaben. Lese-Recht-schreib-Schwäche hieß das – oder Legasthenie, aber dieses vornehmere Wort hatte damals, als er klein gewesen war, noch niemand gekannt. Erst als sein Sohn dieselben Probleme in der Schule bekommen hatte wie er selbst, wurde ihm klar, was Sache war. Mit Hilfe wohl überlegter Strategien, sehr viel Übung und einer loyalen Frau war er gut zurechtgekommen. Richtig gut sogar. Aber deswegen musste er seine Schwächen noch lange nicht herausfordern und sich größeren Prüfungen unterziehen als nötig. Man musste schließlich auch Rücksicht auf sich selbst nehmen.

Niemand nahm ab, also wählte er stattdessen die Handynummer. Draußen war es grau und diesig. Der Winter näherte sich und wurde mit jedem Jahr anstrengender und dunkler.

Benny antwortete schließlich mit rauer, belegter Stimme, als sei er gerade beim Essen. Außerdem klang es so, als befände er sich im Freien. Ein Auto war im Hintergrund zu hören.

»Wo bist du?«

»Vor Kirres Wurstbude«, antwortete Benny und schluckte den Bissen herunter.

Lundin trug dem eine Wurst verzehrenden Kollegen sein Anliegen vor, das nicht gerade Begeisterung auslöste. Benny Grahn von der Spurensicherung, allgemein bekannt als Tech-

nik-Benny, seufzte tief und äußerte wie erwartet, in letzter Zeit sei es einfach zu viel gewesen. Das stimmte tatsächlich und war nicht nur das übliche Gejammer. Sie waren nicht nur zu wenig Leute: Die Missetaten waren Schlag auf Schlag gekommen, und nichts deutete darauf hin, dass sich die Zukunft erfreulicher gestalten würde. Eher im Gegenteil. Eine neue Art von Bandenkriegen war immer mehr in Mode gekommen. Häufiger als früher wurde scharf geschossen, da mehr Waffen in Umlauf waren, und zwar nicht nur in Kreisen naturliebender Elchjäger.

»Du weißt doch selbst, wie das ist. Wir waren doch gestern wegen dieser Messergeschichte unterwegs, und die Spuren sind noch nicht analysiert. Irgendwann müssen wir auch die Arbeit im Labor erledigen, die sich aufhäuft. Außerdem hat sich noch einer von der Spurensicherung krankschreiben lassen. Vor zwei Tagen. Er war vollkommen platt. Grippe, behauptet er, aber das soll glauben, wer will. Der sitzt zu Hause und starrt an die Wand. Außerdem, wer könnte nicht eine Grippe gebrauchen, um wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen? Bei so wenigen Leuten verkräftet man Ausfälle einfach nicht. Wir können auch so fast schon nicht mehr den Bereitschaftsdienst garantieren«, sagte Grahn und machte eine kurze Pause. »Aber das weißt du ja alles«, fügte er hinzu, und Janne Lundin brummte zustimmend in der Hoffnung, die Litanei wäre bald vorbei. Er musste los, aber schließlich waren sie auch Menschen, dachte er und sagte daher nichts.

»Außerdem ist einer von uns auf längere Zeit krankgeschrieben«, fuhr Benny Grahn fort. »Du weißt schon, Palm, der Ärmste, er hat Krebs und ist richtig übel dran. Ich frage mich, ob er überhaupt je zurückkommen wird, und falls er es tut, bekommt er vermutlich einen Schock, wenn das hier so weitergeht.«

Lundin glaubte, Grahn sei nun fertig, aber der holte nur Luft und setzte erneut an: »Und wann bekommen wir von der Spurensicherung endlich mal psychologische Unterstützung? Wir kriegen immer die ganze Scheiße ab, und damit wird viel-

leicht ein alter Fuchs wie ich fertig, aber denk nur an die Jüngeren!«

»Ja, du, da sollten wir uns drum kümmern«, sagte Lundin ruhig. »Aber jetzt müssen wir los!«

Benny Grahn's Wortschwall endete abrupt.

»Okay. Ich höre ja schon auf zu jammern. Wir reden später darüber.« Er lachte rau. »Der Wagen steht bei mir zu Hause. Ich komme, und zwar sofort.«

»Gut!«

»Hattest du was anderes erwartet?«

»Offen gestanden, nein«, erwiderte Lundin, da ihn Benny bisher noch nie im Stich gelassen hatte.

»Verdammt, gleich ist es ganz dunkel. Wir müssen wohl die Lampen aufbauen«, murmelte Grahn mehr zu sich als zu Lundin, ehe er auflegte.

Marco Korpi stand mit einem Kind an jeder Hand auf dem Weg, als sie endlich eintrafen. Es war bereits vier Uhr, aber noch nicht dunkel, sondern es herrschte eine wunderschöne Dämmerung. Den ganzen Tag war es nicht recht hell gewesen, aus dem diesigen Novembergrau war nie richtiges Tageslicht geworden. Von diesem Wetter bekamen manche Leute Depressionen, andere waren nur froh, dass sie mit gutem Gewissen zu Hause bleiben konnten.

Die Kinder waren schweigsam und still und drückten sich an ihren Papa. Mit großen Augen schauten sie ernst auf die Polizisten und Streifenwagen, die eilig auftauchten. Ihr Vater hatte einen soliden Händedruck, der zu seinem kräftigen und breiten Gesicht passte. Er hatte hohe Wangenknochen und energische Augen. Marco hatte bereits festgestellt, dass Ritva mehr als genug Zeit haben würde, das Fest in aller Ruhe vorzubereiten. Gerade auch wegen der Kinder wollte er nach Hause fahren, gleichzeitig interessierte es ihn aber, was weiter passieren würde. Er war neugierig. Polizeiliche Arbeit kannte er bisher nur aus dem Fernsehen, und schließlich war er es ja gewesen, der sie gefunden hatte. Die Tote. Oder, um genauer

zu sein, die kleine Ida auf Entdeckungsreise. Er fragte sich, wie die Kinder langfristig damit fertig würden.

Janne Lundin war groß wie ein Baumstamm und hatte sich eine Pelzmütze aufgesetzt, die ganz oben wie ein Wattebausch hin und her wippte. Louise Jasinski hatte über den Anblick bereits spöttisch gelacht. Sie war recht klein, und die beiden bewegten sich am Fundort wie Laurel und Hardy. Claesson, der von Jesper Gren mitgenommen worden war, ging, genauer gesagt, wankte mit ungewöhnlich weißem Gesicht herum.

Lundin hatte auch Erika Ljung herbeordert. Er drehte sich zu ihr um und lächelte sie an. Sie lächelte zurück.

Erika Ljung war die Jüngste in der Gruppe. Sie musste so oft wie möglich dabei sein, um Routine zu sammeln. Das fanden alle, besonders Lundin, der die Rolle ihres Mentors übernommen hatte. Auch sollte sie andere Erfahrungen machen als jene traurigen und traumatischen des letzten Frühjahrs: In ihren eigenen vier Wänden war sie schwer misshandelt worden. Sie schien darüber hinweg zu sein. Jedenfalls erweckte sie diesen Eindruck. Aber was wusste man schon? Was blieb ihr denn auch anderes, als weiterzumachen, weiterzuarbeiten und sich jedem neuen Tag zu stellen? Die Schläge würden sie trotzdem auf die eine oder andere Art immer verfolgen, der Schmerz ebenfalls. Vielleicht auch die Erniedrigung. Das Gefühl der Ohnmacht angesichts der Macht des Stärkeren über den Schwächeren. Aber sachte, sachte würde all das verschwinden. Und am Ende war sie ja nicht die Schwächere gewesen, hatte nicht den Kürzeren gezogen. Zumindest nicht aus Lundins Perspektive. Und schließlich zählte das Ergebnis, dachte er. Sie war frei, während ihr ehemaliger Lebensgefährte hinter Gittern saß. Ihr lag die Zukunft zu Füßen. Sie musste einfach nach vorn blicken und aus dem Vollen schöpfen. Bei ihrem Aussehen, schön wie der Tag, sollte das kein Problem sein, aber das sagte Lundin nicht laut. In Zeiten wie diesen wusste man nie, was noch politically correct war.

Der Gerichtsmediziner konnte nicht kommen, das tat er

sonst immer, aber dieses Mal klappte es einfach nicht, hatte er unverblümt am Telefon erklärt.

»Wie sind die Kinder damit fertig geworden?«, wollte Claesson wissen.

»Weiß nicht«, sagte Lundin, der als einer der Ersten eingetroffen war. »Man fragt sich, wie viel sie eigentlich verstehen.«

»Recht viel«, meinte Claesson. »Du erledigst den Rest!«

»Klar. Ich glaube, das ist bereits geregelt«, antwortete Lundin.

Claesson stellte sich ans Ufer. Sie hatte gut ausgesehen, die Tote. Das Gesicht war im Großen und Ganzen unbeschädigt und bot einen erträglichen Anblick. Aber der Gesamteindruck – das schwarze Wasser, der feuchte Sand und die Starre der Gesichtszüge – war erschreckend.

»Allzu lange kann sie hier nicht gelegen haben«, dachte er erst, überlegte es sich dann aber anders. Um diese Jahreszeit war das Wasser kalt. Mit anderen Worten: keine größeren Zersetzungsprozesse. Sie konnte gut eine Weile dort gelegen haben, ein paar Wochen oder so, dachte er und wusste, dass der Gerichtsmediziner in dieser Frage das letzte Wort hatte.

Ein schwarzes Blatt lag wie festgeklebt auf dem einen Auge der toten Frau. Der andere Augapfel schimmerte wie eine grauweiße Mondsichel unter einem etwas geschwellenen, bleichgrünen Lid hervor. »Wie ein Mensch und gleichzeitig wie ein Wassergeschöpf«, dachte er. Es schauderte ihn bei seinem grotesken Vergleich.

Er entdeckte die Armbanduhr der jungen Frau und wurde plötzlich ganz wach. Eine Herrenuhr. Oder doch nicht? Die Moden änderten sich, Frauen hatten heutzutage Muskeln und trugen handfeste Accessoires, dachte er. Aber das Modell kam ihm bekannt vor. Hatte nicht Louise – oder war es Erika – auch so eine?

Das Gelände wurde abgesperrt. Die Spurensicherung legte sofort los, und Benny übernahm das Kommando. Er deutete mit der Hand, gab Anweisungen und überwachte. Er war der König, bis der technische Teil der Fundortuntersuchung abge-



Karin Wahlberg

Kalter November

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-17434-7

btb

Erscheinungstermin: April 2015

Ein neuer Fall für Kommissar Claes Claesson: Wer hat den Tod der Schwesternschülerin Malin auf dem Gewissen? Die stille und zurückhaltende junge Frau hatte gerade ihre Ausbildung begonnen und war frisch verliebt. Könnte Eifersucht ein Motiv gewesen sein? Zeugen berichten von einem Fremden, den sie öfters vor dem Schwesternwohnheim beobachtet haben ...